

KATY KARRENBauer

**ICH
WOLLTE
EINEN
HUND –
JETZT
HAB
ICH
EINEN
VATER**

Wie wir durch die Demenz
unsere Geschichte neu erzählen

© 2022 des Titels »Ich wollte einen Hund - jetzt hab ich einen Vater« von Katy Karrenbauer (ISBN 978-3-7474-0409-6) by mvg Verlag,
Münchner Verlagsgruppe GmbH, München. Nähere Informationen unter: www.m-vg.de

mvgverlag

»Ach, Papa, guck mal. Ist der nicht süß?«, kichere ich mit glänzenden Augen. Wir beide, Papa und ich, starren dabei entzückt auf die kleine, französische Bulldogge namens »Zorro«, die gerade dabei ist, meinen Vater aufgeregt und fröhlich anzuspringen.

»Ja, sicher«, lacht mein Vater und streichelt den kleinen, übermütigen Zorro.

»Ach«, seufze ich, »ich hätte auch so gern wieder einen Hund.«

»Was willst du denn mit einem Hund?«, raunzt er mir fast etwas mürrisch entgegen.

»Dafür hast du doch gar keine Zeit?«

»Wieso habe ich denn keine Zeit für einen Hund?«, zische ich vorwurfsvoll zurück.

»Na, du hast doch mich!«

»Stimmt. Ich wollte einen Hund, jetzt hab ich einen Vater«, erwidere ich, und wir beide schütteln uns vor Lachen.

Als ich begann, dieses Buch zu schreiben, wusste ich ganz genau, welche Geschichte ich zu Papier bringen wollte, und ich fühlte, dass es mir leicht von der Hand gehen würde.

Aber die dann kurz darauf einsetzende pandemische Lage veränderte alles schlagartig, und im Februar 2022 folgte das unfassbare Kriegsgeschehen in der Ukraine, das wiederum die täglichen Coronaberichte nahezu ablöste, als hätte es die letzten beiden Jahre nicht gegeben.

Mein Blick auf all das, was ich gern erzählen wollte, veränderte sich täglich, und das tut er bis heute.

Ich habe mich mit Situationen konfrontiert gefühlt, die ich mir für mein Leben so nicht gewünscht habe, und musste mich mehr denn je mit dem Tod, aber dadurch bedingt eben auch noch intensiver mit dem Leben auseinander- oder besser gesagt zusammensetzen.

Ich werde in diesem Jahr sechzig Jahre alt und habe die letzten vier Jahre mehr Zeit mit einem Menschen verbracht, als gefühlt in den letzten fünfundfünfzig Jahren zuvor. Meine ganze Welt hat sich verändert und dreht sich hauptsächlich um meinen Vater.

Ihm einen schönen und würdigen Lebensabend zu bereiten, wurde zu einem meiner wichtigsten Gedanken und zu einer Aufgabe, mit der ich nahezu jeden Tag seit dem 16.12.2018 beginne und beende. Niemals zuvor hätte ich gedacht, dass das Leben eines anderen Menschen mich so einnehmen könnte, wie auch die Geschichten und Erlebnisse drumherum, die Menschen, denen ich begegnet bin und begegne, der Blick auf das teils unwürdige Ende des Lebens, an dem Menschen alleingelassen werden, im wahrsten Sinne des Wortes ihrem Schicksal überlassen. Diese Erfahrungen haben mein Denken und auch meine Entscheidungen sehr beeinflusst, ebenso wie das Lachen und die Freude, der Witz des Alters, die Weisheit und Zuversicht vieler älterer Menschen.

So wurde ich zwischenzeitlich zum »Drogenkurier« für Zigaretten und Schnaps, mit denen ich die »Oldies« versorgte, übte mich im Hin- anstatt Wegsehen und auch darin, mir rund um das Schicksal meines eigenen Vaters auch die Geschichten der anderen anzuhören, kleine und größere Wünsche in Form von Schokolade, Eierlikör, Jogginghosen und warmen Mänteln zu erfüllen, die meist vom mickrigen Taschengeld nicht bezahlt werden können, und ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, »Leben in die Bude« zu bringen, wann immer es möglich ist, und ein kleines Lächeln auf die Gesichter derer zu zaubern, die ich erreiche.

Und hätte mir jemand erzählt, dass ich irgendwann verwundert auf die Schwielen in meinen Händen schaue und mich frage, woher diese wohl kommen, um dann erstaunt festzustellen, dass sie tatsächlich durch das fast tägliche Schieben des Rollstuhls meines Vaters entstanden sind, hätte ich wohl laut gelacht.

So, wie ich eben auch oft weinend ins Bett falle, weil mir einfach keine Lösung in den Sinn kommen will, wie ich sein Leben verbessern kann, und ich über meine eigene Unzulänglichkeit verzweifle, den Tag nicht um mindestens vier Stunden verlängern zu können, nicht immer parat zu sein und sein zu können für die Wünsche, Sehnsüchte und Bedürfnisse meines Vaters, denn ich muss ja auch mein eigenes Leben leben, und ohne Kraft und die entsprechende Energie, die ich in meinem Leben einsammle, bin ich, ehrlich gesagt, keine gute Stütze. Aber die will ich sein, dafür habe ich mich entschieden.

Bewusst.

Und ich habe großen Respekt vor den Angehörigen der anderen »Inhaftierten«, wie mein Vater sie inzwischen immer häufiger nennt, denen ich begegne und die sich ebenso wie ich bemühen, den Lebensabend ihrer Partner, Mütter und Väter, Tanten, Onkel oder Freunde lebenswerter zu machen, und natürlich den Pflegern, die sich dem

Leid kaum entziehen können, das ihnen tagtäglich begegnet, denen ich teils sehr nah komme und deren Traurigkeit und Verzweiflung über die bestehende Situation ich oft spüre, die sie aber verdrängen müssen, so gut es eben geht, um nicht daran zu zerbrechen.

Manchmal, so scheint es mir heute, wirft das Leben einem »einfach so« Herausforderungen vor die Füße, als wolle es sagen: »Sieh zu, wie du damit klarkommst!«, und manche Menschen behaupten sogar, man bekomme so viel im Leben aufgeladen, wie man auf seinen Schultern tragen oder überhaupt ertragen kann.

Ich bin ehrlich, ich akzeptiere das so nicht.

Selbst wenn meine Schultern breit genug scheinen und schon viel »tragen« mussten, will ich mich nicht wie ein alter Esel fühlen, der einfach nur beladen wird, und auch die mir im Leben lieb gewordenen Menschen, deren Schicksal durch schwere Krankheiten teils schon Vergangenheit ist oder in naher Zukunft sein wird, was mich immer wieder erschüttert, werden diesem Gedanken keinesfalls zustimmen, auch wenn sie vielleicht keine Antwort darauf haben oder je finden werden, warum gerade sie nicht länger bleiben dürfen, und sich manchmal die Frage stellen, ob dies einer Strafe gleichkommt.

Auch hier weigere ich mich, dies anzunehmen, denn bisher habe ich keinen erkennbaren Grund gefunden, warum der eine Mensch mehr Leid ertragen muss als der andere.

Krankheiten wie zum Beispiel Krebs, so hat mir vor vielen Jahren jemand erzählt, manifestieren sich angeblich, wenn man unschöne oder negative Gedanken hat, das Leben nicht lebt, nicht gut zu sich selbst ist und sich somit etwas im eigenen Körper verankern, festsetzen kann.

Auch wenn ich als Kind und später als Jugendliche meinte, immer alles sagen zu müssen und nichts in mich hineinzufressen,

um bloß niemals an Krebs zu erkranken, und somit auch irgendwie entschied, ein oft unangepasster, unbequemer Mensch zu werden, der seine Meinung sagt und auch vertritt, selbst und fast immer auch auf die Gefahr hin, andere zu verärgern, zu verletzen und möglicherweise keinen guten und wohl erzogenen Eindruck zu hinterlassen, würde ich, wenn ich es heute nochmals entscheiden könnte, immer wieder so tun.

Dennoch glaube ich schon lange nicht mehr, dass sich darum »Knoten« in uns bilden. Zu viele Menschen habe ich schon zu Grabe getragen, bei denen diese Einschätzung oder Vermutung einfach nicht stimmig war und ist, auch wenn ich keine Erklärung dafür fand, wenn sie mich fragten, warum ausgerechnet sie vom Schicksal so hart getroffen oder von Gott verlassen wurden.

Die, die ich begleitet habe, haben alle unfassbar tapfer und mutig bis zum Ende gekämpft, bis zum letzten Atemzug.

Und wollten so gern leben.

Ich habe ihre Stärke kommen und gehen sehen, ihren Glauben, ihre Wut, ihre Wucht, ihre Verzweiflung, ihr Nichtloslassenwollen und -können, ihr verzweifeltes Ringen um eine verdammte Antwort auf die Frage: Warum ich?

Wenn ein Freund, eine Freundin friedlich, aber für mich viel zu früh, einschlief und die Gesichtszüge sich entspannten nach einem unfairen und ungleichen Kampf, dachte ich oft, der Anblick würde mir selbst den Schrecken nehmen, die Angst vor dem Tod und all dem, was danach kommt oder nicht, die Furcht vor dem Sterben zumindest, weil es dann irgendwann einfach ruhig wird und nichts mehr ist, außer dem Körper, den die Seele vielleicht verlassen hat.

Immer wurde es kühl. Ganz kühl.

Ich habe Spiegel verhängt, damit sich die Seele nicht am Spiegelbild festhält, und die Fenster weit geöffnet, damit sie fliegen kann. Ziehen, wohin auch immer sie will.

Sah ich einen Vogel am Himmel, wünschte ich von Herzen, dass er die Seele des Verstorbenen einfach davontrage auf weiten Schwingen. Das fand ich tröstlich.

Und bin ich auch dem Tod schon so oft begegnet und habe in sein furchtvolles Antlitz geschaut, ich selbst habe meine Furcht vor ihm niemals verloren, aber ich habe viel Stärke gefunden für das Leben an sich.

Und genau diese Stärke ist es, die mich tapfer und mutig macht für mein eigenes Leben, solange es währt, die mich auf den Schultern manchmal mehr tragen können lässt, als ich selbst glaube tragen und ertragen zu können.

Es ist vielleicht Empathie, aber ganz sicher eine sehr persönliche Entscheidung, ob man das Leben und die Menschen mag oder nicht.

Ich mag beide, beides.

Nicht alles, nicht immer, aber fast immer, und das ist, finde ich, ein guter und brauchbarer Schnitt, der mich allerdings manchmal auf Umwege führt, die mir dann im Nachhinein die besseren Wege zu sein scheinen.

Vielleicht nicht klug, sicher nicht immer rational, aber will ich das überhaupt sein? Muss man das sein?

Das Leben hat so viel zu bieten, so viel Schönes, wenn man eben auch auf die kleinen Dinge achtet, und ich würde wirklich gern alt werden, wenn das für mich so bestimmt sein sollte.

Aber wo? Und wie?

Ich habe keine Kinder, und ich würde mich ihnen, hätte ich welche, wahrscheinlich auch nicht zumuten wollen.

Wer also macht all das für mich, was ich bereit bin zu tun, wenn ich selbst mal nicht mehr kann, meine Schultern nicht mehr breit

genug sind zu tragen oder es einfach nicht mehr können oder wollen?

Wird mich dann aus treuen Augen eine Hundeseele anschauen, die mir Wärme und Geborgenheit gibt und die mir sagt: Du und ich, durch dick und dünn, so wie es immer war?

Wird auch zu mir jemand, der mir vertraut ist, an Tagen, an denen ich nicht freudig in die Zukunft blicke, sagen:

»Lächle. Denn dein Lächeln ist mein Lohn«?

Wird jemand auch meine Hand halten, weil ich mich nach Wärme sehne, nach Menschlichkeit, und wird jemand mich in ein Spiel einbeziehen, das er gerade erfunden hat, weil es nicht wichtig ist, ob ich vertraut bin oder fremd?

Nimmt mich jemand mit nach draußen in die Welt, damit meine Gedanken nicht nur um mich selbst kreisen, bis sie keine Kreise mehr ziehen?

Wird auch jemand zu mir kommen, der mir Geschichten erzählt oder der an meiner Geschichte interessiert sein wird, auch wenn ich sie vielleicht zum wiederholten Male erzählen werde?

Oder werde auch ich stumm vor einem Fernseher sitzen und nicht mehr darauf warten, dass mich jemand besucht, weil es unwichtig geworden ist, weil es nichts mehr zu warten gibt?

All das geht mir im Kopf herum, während ich schon wieder in die dicke Jacke springe, auf dem Weg zum Supermarkt, um für meinen Vater Obst zu besorgen, das er so liebt, und mich einmal kräftig schüttele, bevor ich kurze Zeit später die Altersresidenz betrete, in der Hoffnung: Heute ist ein guter Tag für alle, denen ich begegne.

Alles andere werde ich Sie wissen lassen, wenn es so weit ist.

1

»Lädst du mich jetzt wieder ab? Muss ich wieder zurück ins Gefängnis?«, fragt mich mein Vater, als ich ihn kurz nach 16 Uhr die lange, steinerne Rampe hinaufschiebe.

»Aber das ist doch kein Gefängnis«, antworte ich mit fester Stimme, so, als wolle ich mich selbst vom Inhalt meiner Aussage überzeugen, auch wenn mich seine Sätze mitten ins Herz treffen.

Schuldbewusst fahre ich ihn durch die beiden Glastüren in den Innenraum des Altersheimes, der Pfliegeresidenz, die ich liebevoll einfach nur »Residenz« nenne, weil es schöner und würdevoller klingt, schiebe ihn vor den Fahrstuhl, natürlich nicht, ohne vorher meine Hände desinfiziert zu haben, vorbei an dem Raum mit der Rezeptionistin, die er schwungvoll mit erhobener Hand und einem lauten »Hallihallo« im Vorbeifahren grüßt wie nahezu jeden Tag, nehme die Tüten, gefüllt mit Obst, Schokolade, diversen anderen Leckereien und Zeitschriften, von den Griffen des Rollstuhls und lasse mich meinem Vater gegenüber auf den cremefarbenen Sessel fallen, der schräg gegenüber der Fahrstuhltür steht.

Mein Gesicht ist mit einer FFP2-Maske bedeckt, und während mir der Schweiß von der Stirn in die Augen läuft und ich ihm noch mal erzähle, was wir alles »Schönes« für ihn eingekauft haben, dass wir doch einen tollen Nachmittag hatten und dass ich ihn natürlich morgen um die gleiche Zeit abholen werde, guckt er mich mürrisch an, wie so oft in letzter Zeit, und schießt mir ein »Nimm doch mal das Scheißding ab, ich verstehe dich nicht« entgegen, das ich mit

einem überlauten »Aber das darf ich doch nicht« kontere, während sich fast unsichtbar Tränen mit meinem Schweiß vermischen und ich nach einem Tempotaschentuch krame, das ich nun immer bei mir trage, da er empfindliche Augen hat und ihm oft einfach so Tränen übers Gesicht laufen.

Ich bin dankbar, als sich die Fahrstuhltür öffnet, der Pfleger mich grüßt und ihn übernimmt, leider wie so oft falsch herum in den Fahrstuhl schiebt, sodass ich sein Gesicht nicht mehr sehen kann, ich nochmals hinterher- und somit halb in den Fahrstuhl laufe, um ihm zu sagen, dass ich ihn lieb habe, und er mir entgegnet: »Das weiß ich doch, es steht ja auf meinem blauen Buch«, kurz lacht, als ich mich zurückziehe, damit der Fahrstuhl sich schließen kann, noch mal winke, was er nicht sehen wird, aber er hebt die Hand zum Gruße, als er hinter der stählernen Tür verschwindet, während ich wie ein geprügelter Hund meine Tasche greife, der Dame an der Pforte das Signal gebe, dass ich die Räumlichkeiten jetzt verlassen möchte, sich eine Glastür nach der anderen öffnet, ich mir die Maske vom Gesicht reiße, um endlich atmen zu können, tief Luft hole, mich schnäuze, schnell noch ein paar Zigaretten für Maria, die mir an der Treppe begegnet, immer fein gekleidet, als ginge sie zu einem Kaffeekränzchen mit guten alten Freundinnen, herauskrame und sie ihr lächelnd in die Hand drücke, wobei sie mir ein »Du bist immer meine Rettung« hinterherruft, meinen Fahrradschlüssel packe und ihr ein »Gerne doch, liebe Maria« zurufe, mich aufs Rad schwinde, weil ich es kaum erwarten kann, den Fahrtwind auf der Haut zu spüren, er wird die Tränen trocknen, mein Haar zerzausen wie auch meine Gedanken und mich für einen Moment, da ich mich auf den Verkehr konzentrieren muss, auf die E-Autos, die man kaum noch hört, und die Scooter, die mit irrsinniger Geschwindigkeit an mir vorbeirasen, links und rechts, scheißegal, wir sind ja nicht verwundbar, einen Gang höher schalte, damit mich die Anstrengung des Tretens vom Denken ablenkt.

Ich will oft nicht denken. Oder einfach nur nicht das denken, was ich denke. Früher war ich eine Meisterin darin, meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben.

»Der Kopf ist rund, damit das Denken die Richtung ändern kann«, dieses Zitat des Künstlers Francis Picabia begleitet mich schon sehr lange, und wenn ich früher festhing, also mein Denken, das an meine Gefühle gekoppelt ist, schaffte ich es meist, über einen kleinen, bewusst »schönen Gedanken« ein positives, warmes Gefühl in mir zu erzeugen, für einen Wimpernschlag, einen Augenblick, einen kurzen Moment, der dann den Verlauf meines Denkens in eine andere Richtung verschob.

Das gelingt mir auch heute oft noch, denn ich habe gelernt, das Leben positiv zu betrachten und aus allem, was mir begegnet, glaubhaft etwas Positives herauszuziehen.

Ich will einfach auch in allem Negativen etwas Positives sehen, ich finde es nahezu immer, auch wenn es manchmal etwas dauert, finde im Schwarz etwas Weiß, im Dunklen etwas Helles, in dem traurigsten Augenblick ein kleines Lichtlein.

Stand doch schon in meinem ersten Poesiealbum das Sprüchlein: »Und wenn du glaubst, es geht nicht mehr, kommt von irgendwo ein Lichtlein her.«

Ich trete fest in die Pedale und weiß, mein Vater wird jetzt in sein Zimmer gefahren, der Rollstuhl hinten neben dem Bett, dessen Matratze ich auf Anfrage bis heute nicht in eine bequemere und bessere tauschen durfte, da dies in Altenheimen nicht zulässig ist, zusammengeklappt verstaubt, neben seiner fast ein Meter hohen Figur aus Holz, von der er erzählt, dass sein Großvater sie aus Singapur mitgebracht habe, wobei ich wirklich nicht weiß, ob dies auch stimmt, aber er liebt sie und vielleicht hat er sie selbst mal aus Singapur mitgebracht, der Pfleger wird ihm helfen, seine Jacke und die Gesundheitsschuhe mit Lasche, die ich gerade neu gekauft habe, da ihn sein

Hallux in absolut jedem anderen Schuh schmerzte, und es gibt diese Schuhe für ältere Menschen, in die er den gesamten Fuß bequem hineinstellen kann, leider nicht in schön, nur in bequem, ausziehen, und er wird sich an den Tisch setzen, den ich gekauft habe, und sich auf einen meiner Korbstühle setzen, von denen er glaubt, sie gehören ihm, was aber egal ist, er findet sie bequem und ich darf sie nicht gegen altersgerechte tauschen, er wird in den »Stern« gucken und das »schwere Rätsel« suchen, aber vielleicht guckt er auch nur auf den Mercedesstern, den er aus seinem Zimmer sehen kann, dort am Ku'damm, über den ich selbst jetzt fahre, das Essen wird kommen und die vielen Medikamente, die er einnehmen muss, er wird nicht viel essen, weil er das, was er bekommt, nicht mag und ihm Essen sowieso nichts mehr bedeutet, außer wenn ich mit ihm essen gehe, was ich zur Zeit nicht darf, ich werde gleich noch kurz mit ihm am Telefon sprechen, bevor ihn unsere Freundin Ilona an diesem Tag zum dritten Mal, nun gegen 19 Uhr, anrufen wird, um ihm eine gute Nacht zu wünschen, und er wird sich, nachdem man ihm geholfen hat, die Stützstrümpfe auszuziehen, behütet auf sein Bettchen legen, aber vielleicht auch nicht, denn er möchte sicher eigentlich viel lieber noch einen Drink nehmen irgendwo, ein Schwätzchen halten mit guten alten Freunden oder einfach nach Hause fahren, dahin, wo »Oma und Opa« auf ihn warten, in das Haus, das er gebaut hat, und vielleicht bittet er mich gleich, dort anzurufen, damit sie sich keine Sorgen machen, und ihnen zu sagen, dass er heute in Finnland in der Bude bleibt und nicht mehr kommt, aber vielleicht macht er sich auch auf den Weg und man findet ihn am späten Abend im Keller mit seinem vollgepackten Rollator und seinem warmen Mantel, denn abends ist es schon recht kühl und der Weg nach Hause ist weit, aber eigentlich auch nur »um die Ecke«, zumindest für ihn, wenn er in der Vergangenheit verschwindet und sich nur schwerlich dazu überreden lässt, zumindest noch eine Nacht bei mir in Berlin zu bleiben und auf mich zu warten, bis ich

ihn morgen abholen komme, wie jeden Tag, oder fast jeden, seit nunmehr nahezu vier Jahren, in denen wir uns wiederhaben, gute Freunde geworden sind und sich jeder über das eigentümliche Duo, das wir jetzt anscheinend abgeben, aber zuvor nie waren, freut und manchmal auch wundert.

2

Ich glaube, in letzter Zeit bemühe ich öfter mal ein »Lichtlein«, als ich mir selbst eingestehen mag.

Das »Lichtlein« zu benötigen, bedeutet in meinen Augen irgendwie Schwäche, und selbst wenn ich sie anderen nahezu immer zustehe, denn Schwäche ist ja bekanntlich auch eine Form von Stärke, gilt das für mich selbst nicht oder nur selten, und meine eigene Schwäche kann ich überhaupt nicht leiden. Ich ertrage sie nicht, macht sie mich doch seltsam dünnhäutig und verwundbar.

Obwohl ich sie natürlich fühle, weil sie immer da ist.

Sie scheint gekoppelt an das immer wieder aufkeimende Schuld-bewusstsein, das sich in mich geschlichen hat, ohne schuldig zu sein, jetzt einfach nur wieder einmal durch eine Entscheidung, die ich bewusst getroffen habe, weil mein Herz es überhaupt nicht zuließ, eine andere Entscheidung zu treffen.

Ich gebe zu, dass es in meinem Leben viele »Fehlentscheidungen« gegeben hat und dass ich den Preis dafür zahlte, zahlen musste, teils bis heute.

Preise, die mir oft viel zu hoch schienen für das Vergehen, das ich begangen habe.

Das Vergehen, zu lieben, Zuneigung zu schenken, helfen zu wollen, dabei zu sein, wenn sich Träume anderer verwirklichen, diese auch zu fördern und mich daran zu erfreuen, während meine eigenen auf der Strecke blieben, als seien sie wertloses Gerümpel.